

Predigt am 23./24.10 2004 (30. Sonntag Lj. C -Weltmissionssonntag) – Lk 18,9-14

Wilhelm Busch hat das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner im Tempel auf folgende Weise kommentiert:

*Ein Mensch betrachtete einst näher – die Fabel von dem Pharisäer,
der Gott gedankt voll Heuchelei – dafür, daß er kein Zöllner sei.
Gottlob! rief er in eitlem Sinn, - daß ich kein Pharisäer bin.*

So schnell also kann es gehen, liebe Schwestern und Brüder, daß ich als Hörer dieses Gleichnisses überhaupt nichts kapiert habe. Denn, wie der Pharisäer auf den Zöllner herabschaute, so schaue ich nun auf den Pharisäer herab – und natürlich kennt jeder von uns solche Leute, auf die das Schimpfwort „Pharisäer“ zutrifft. Daß ich selber der Pharisäer sein könnte, schon allein deshalb, weil ich mich gerne über andere erhebe, das kommt mir nicht in den Sinn.

Wenn heute jemand mit „Pharisäer“ tituiert wird, geschieht dies immer in herabsetzender Absicht: „Du bist ein Heuchler!“, soll das heißen; „...bei Dir stimmen Schein und Sein nicht überein; Du sprichst anders als Du handelst!“ Dieses Bild vom Pharisäer sitzt so tief in uns, daß das eben gehörte Gleichnis für uns nichts Überraschendes mehr an sich hat. Weil wir gelernt haben, im Pharisäer den Heuchler, im Zöllner jedoch den bußfertigen Sünder zu sehen, sind wir mit Jesu Urteil voll und ganz einverstanden: „*Dieser kehrte gerechtfertigt nach Hause, jener nicht!*“ Wir zählen uns selbst natürlich zu den bußfertigen Sündern – und so wird der reumütige Zöllner, der ganz hinten im Tempel stand, sehr schnell zum „Schutzpatron“ derer, die sich hinter der letzten Kirchenbank wohler fühlen als in den vorderen Reihen, wo doch nur die sitzen, die ihren Sonntagsstaat präsentieren wollen. Hoppla! was ist da passiert?: Aus dem Zöllner ist ein Pharisäer geworden. Die Rollen sind vertauscht. Der Zöllner spricht auf einmal: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Pharisäer da vorne!“

Kurzum: Es ist größte Vorsicht geboten, dieses Gleichnis Jesu zur eigenen Rechtfertigung zu verwenden. Nur, wenn ich mich (!) und mein eigenes Verhalten von Jesu Worten in Frage stellen lasse, habe ich begriffen, worum es geht:

Wenn ein Mensch auf Gott schaut, dann werden die Unterschiede, die wir zwischen Mensch und Mensch machen, zweitrangig. Im Blick auf Gott, - so will Jesus sagen – ist jeder Mensch ein Sünder und keiner darf sich etwas einbilden auf seine Leistungen, auch nicht auf seine religiösen. Alle sind wir angewiesen auf Gottes Erbarmen. Wenn ein Mensch – wie der Zöllner im Gleichnis – ehrlich auf Gott schaut, dann wird der verächtliche Seitenblick auf den Mitmenschen uninteressant. „*Gott, sei mir Sünder gnädig!*“ – so lautet dann die zum Gebet gewordene Selbsterkenntnis. Dahin will Jesus uns führen – zur Selbsterkenntnis und weg von der Selbstgerechtigkeit, dieser hartnäckigen Untugend der Frommen. Selbsterkenntnis kann unangenehm sein und ganz schön wehtun. Selbstgerechtigkeit, der Seitenblick auf das Versagen der anderen, ist angenehmer und kann eine große Genugtuung bedeuten. Und genau diese Frage stellt Jesus uns mit diesem Gleichnis: Woraus lebst Du? Aus der ehrlichen Konfrontation deines Lebens mit dem Willen Gottes oder aus dem ständigen Seitenblick auf deine Mitmenschen:

Da ist einer vermögend und wohlhabend. Aber das genügt ihm nicht. Er ist innerlich erst zufrieden, wenn er reicher ist als ein anderer, wenn das eigene Auto noch teurer war als das des Nachbarn. Da ist ein Schüler gut in der Schule. Aber das genügt ihm nicht. Er ist erst zufrieden, wenn er besser ist als ein anderer guter Schüler. Da ist einer erfolgreich und tüchtig, ein anderer gut aussehend und sportlich. Aber das genügt nicht. Erst im Blick auf andere, die nicht so erfolgreich oder gut aussehend sind, findet man seine Genugtuung!

Bei wie vielen Menschen ist wohl das WENIGER eines anderen längst das MEHR des eigenen Lebens geworden?! Offenbar brauchen wir die Defizite der anderen, um unsere eigenen ertragen zu können. Einfach das zu sein, was man ist – ohne sich ständig zu vergleichen – das scheint auch für Christen ziemlich schwer zu sein:

Es ist schwer, sich in der Gemeinde einzusetzen, mitzuarbeiten und dafür viel Zeit und Kraft zu opfern – und die nicht schief anzusehen, die das nicht tun – aus welchen Gründen auch immer. Es ist schwer ein treuer Kirchgänger und praktizierender Katholik zu sein – und die nicht zu verachten, die das nicht sind. Es ist schwer, einfach gut und hilfsbereit zu sein, ohne auf andere herabzublicken. Absichtslos gut zu sein; einfach das zu tun, was ich als richtig erkannt habe; im Blick auf Gott innere Ruhe und Gelassenheit finden und ihm das Urteil über andere zu überlassen, – das sind anspruchsvolle Tugenden. Das Sich-für-besser-Halten als andere oder das verächtliche Herabsehen auf andere zerstört vieles, womöglich sogar mein Verhältnis zu Gott. Denn wie ein Mensch vor Gott steht, darum geht es Jesus in diesem berühmten Gleichnis vom Phariäer und Zöllner im Tempel. Wer ehrlich vor ihn hintritt und auf ihn schaut – und nicht, wie mit einem Weitwinkel-Objektiv, ständig auf die Menschen neben ihm – der wird seine eigenen Unzulänglichkeiten, seine Fehler und Sünden erkennen und damit hat er dann genug zu tun. Der Hl. Franz von Assisi sagt einmal: *„Der Mensch ist nur das, was er vor Gott ist – nicht mehr und nicht weniger!“*

Wenn wir nun noch kurz auf den heutigen Sonntag der Weltmission zu sprechen kommen, wäre in diesem Zusammenhang wohl zu fragen, ob wir als Christen Europas nicht allzu oft überheblich und selbstgerecht waren gegenüber den jungen Kirchen in den sog. Missionsländern. Manche von uns würden ihnen gerne auch heute noch vorschreiben, wie sie ihr Christsein und Kirchesein zu verwirklichen haben. Dabei aber wird uns der Blick dafür verstellt, was längst wir (!) von ihnen zu lernen haben – wenn es denn stimmt, daß Mission nicht länger eine „Einbahnstraße“ sein darf, vielmehr Austausch und Partnerschaft sein soll zwischen gleichberechtigten Teilkirchen innerhalb der einen „sancta catholica et apostolica ecclesia“. Nicht zuletzt hängt ja unsere eigene missionarische Ausstrahlungskraft hier bei uns davon ab, ob wir als Christen glaubwürdig sind. Selbstgerechtigkeit ist gerade im Gespräch mit Fernstehenden und Ungläubigen eine stets unterschwellige Gefährdung, eine Einstellung, die Menschen abschreckt, sich in unseren Gemeinden einzufinden. Das aber muß unser Bestreben sein! Der „Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche in Deutschland“ beginnt mit folgenden Worten: *„Unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt etwas. Es ist nicht das Geld. Es sind auch nicht die Gläubigen. Es fehlt die Überzeugung, neue Christen gewinnen zu können. Das ist ihr schwerster Mangel. In unseren Gemeinden, bis in deren Kernbereiche hinein, besteht die Ansicht, daß Mission etwas für Afrika oder Asien sei, nicht aber für Hamburg, München, Leipzig oder Berlin.“* (J. Wanke)

Heute, am Weltmissionssonntag, wollen wir beides in Blick nehmen: Es geht um unser Gebet und um unsere finanzielle Unterstützung für die jungen Kirchen, deren Wachstum wir bestaunen und dankbar anerkennen. Es geht aber auch um unsere eigenen Gemeinden, die ein Christsein aus Einsicht und Entscheidung einüben müssen. Im Hirtenbrief der deutschen Bischöfe (Der missionarische Auftrag der Kirche), der an diesem Sonntag verlesen wird heißt es – erstaunlich selbstkritisch: *„Unsere nichtchristlichen Zeitgenossen erwarten von uns keine frommen Ansprachen. Sie sind der großen Worte müde. Gefragt ist ein glaubwürdiges, persönliches Wort von Mensch zu Mensch: Woraus lebe ich? Was lässt mich glauben und hoffen? Warum bin ich Christ und warum bleibe ich es?....Das Evangelium ist kein beliebiger Diskussionsbeitrag, sondern ein Ruf in die Freiheit der Kinder Gottes. Die Kunst missionarischen Handelns besteht darin, von Herzen zum Glauben einzuladen und dabei nicht zu unterschlagen, daß es um Heil und Unheil geht, um die Zukunft der Welt. Müssen sich denn heute nur die rechtfertigen, die glauben? Welcher Schaden entsteht doch oftmals dort, wo man ohne Gott auszukommen meint?“*

J. Mohr, St. Raphael HD